

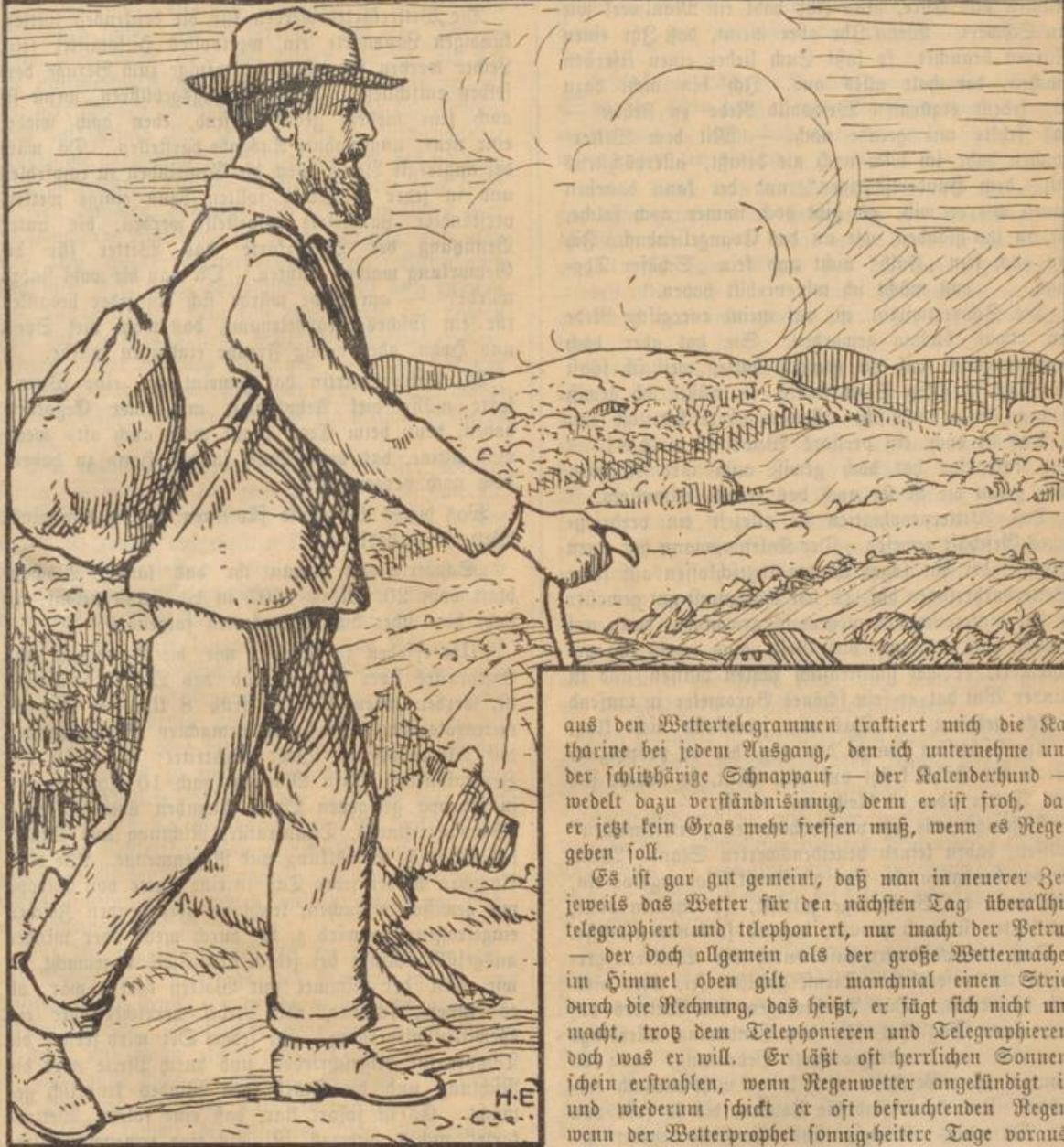
# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Umschau und Einkehr

[urn:nbn:de:bsz:31-338188](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338188)

# Umschau und Einkehr



aus den Wettertelegrammen traktiert mich die Katharine bei jedem Ausgang, den ich unternehme und der schlitzhärige Schnappauf — der Kalenderhund — wedelt dazu verständnisinnig, denn er ist froh, daß er jetzt kein Gras mehr fressen muß, wenn es Regen geben soll.

Es ist gar gut gemeint, daß man in neuerer Zeit jeweils das Wetter für den nächsten Tag überallhin telegraphiert und telephoniert, nur macht der Petrus — der doch allgemein als der große Wettermacher im Himmel oben gilt — manchmal einen Strich durch die Rechnung, das heißt, er fügt sich nicht und macht, trotz dem Telephonieren und Telegraphieren, doch was er will. Er läßt oft herrlichen Sonnenschein erstrahlen, wenn Regenwetter angekündigt ist und wiederum schickt er oft befruchtenden Regen, wenn der Wetterprophet sonnig-heitere Tage vorausgesagt hat.

Die Schwertwirtin in Dingsda hat mich einmal, auch noch vor einer ganzen Anzahl Gästen, grob angefahren, weil ihr auf das Wettertelegramm hin die „große Waich“ daneben geraten war. Sie hat

„**W**echselnde Bewölkung, stellenweise Niederschläge!“ „Keine wesentliche Aenderung in der gegenwärtigen Wetterlage!“ „Vorwiegend heiter und trocken!“ Mit solchen und ähnlichen Aussprüchen

b 330 und  
e (Extreme  
Säen:  
65 Tage.  
r (Puten):

	Regen 56 Tage
29. Aug.	—
3. Sep.	—
8. —	—
13. —	—
18. —	—
23. —	—
28. —	—
3. Okt.	—
8. —	—
13. —	—
18. —	—
23. —	—
28. —	—
2. Nov.	—
7. —	—
12. —	—
17. —	—
22. —	—
27. —	—
2. Dez.	—
7. —	—
12. —	—
17. —	—
22. —	—
27. —	—
1. Jan.	—
6. —	—
11. —	—
16. —	—
21. —	—
26. —	—
31. —	—
5. Feb.	—
10. —	—
15. —	—
20. —	—
24. —	—

gemeint, ich stände mit den Wetterpropheten im Bunde, und wollte darum an mir ihren Zorn auslassen.

„Schwertwirtin, hab ich gesagt, Ihr macht Euren Namen alle Ehre, denn Ihr habt ein Maulwerk wie ein Schwert. Wenn Ihr aber meint, daß Ihr einen Narren brauchet, so laßt Euch lieber einen eisernen machen, der hält alles aus. Ich bin nicht dazu da, jedem erzürnten Weibsbild Rede zu stehen — das fehlte mir gerade noch. — Mit dem Wettermachen habe ich mich noch nie befaßt, allerhöchstens mit „dem Hundertjährigen“ und der kann daneben hauen wie er will, es gibt doch immer noch solche, die an ihn glauben, wie an das Evangelienbuch. Ich bin auch kein „Falb“ nicht und kein „Schäfer Thomas“ — das möcht ich mir verbitt haben.“

Die Schwertwirtin ist auf meine energische Rede hin etwas düsma geworden. Sie hat aber doch noch erwidert, daß sie gemeint hätte, weil ich sonst die Nase in allen Dreck steckte, so müßte ich gewiß auch an der neumodischen Wettermacherei beteiligt sein.

Das ist doch ein perfides Weibsbild — das! — Die Katharine hat doch gewiß auch ihre Raupen, aber gegen die ist sie noch das reinste Lämmlein.

Das Wetterprophezeien ist allezeit ein verdrießliches Geschäft gewesen. Der Kalendermann hat einen gekannt, der hat sogar Betten abgeschlossen auf seine Wettervorhersagen hin, es hat ihm zuerst gut gewollt: er hat hintereinander mehrmals gewonnen, dann auf einmal, als es um viel Geld ging, hats ihn geschlentert, er hat gottsträflich zahlen müssen und in blinder Wut hat er sein schönes Barometer in tausend Stücke gehauen. — Das war jedenfalls nicht klug.

Am leichtesten kommt der weg, der da prophezeit: Wenn der Hahn kräht auf dem Mist, so ändert sich das Wetter oder es bleibt wie es ist.

Diejenigen, die jetzt von reichswegen „wettermachen“ müssen, haben keinen beneidenswerten Stand. Wenn sie danebenhauen, so setzt die Kritik schonungslos ein, und wenn die Vorhersage zutrifft, so meinen viele, das hätten sie auch gewußt, daß es so kommen müsse.

Daß der Landwirtschaft durch die Wettervorhersagen ein wesentlicher Dienst geleistet sei, wird vielfach bezweifelt. Das Vorhersagen des Wetters auf nur einen Tag hat für den Landmann allerdings nur eine sehr untergeordnete Bedeutung, denn da kann er seine Geschäfte noch lange nicht darnach einrichten. Und dann sind die Bauern, die so sehr von der Witterung abhängig sind, meistens daran gewöhnt, sich auch eine Ansicht darüber zu bilden, ob der nächste Tag Regen oder Sonnenschein bringen werde. Bei regelmäßiger Beobachtung des Barometerstandes, der Windrichtung, der Wolkenbildung und sonstiger Wetteranzeichen, deren es ja gerade

genug gibt, ist der Landwirt wohl imstande Schlüsse zu ziehen über die kommende Witterung auf mehrere Tage hinaus und das ist ihm dienlicher als die Eintagsprophezeiungen der Wetterstationen.

Die Wetterkarten werden für die denkenden wetterkundigen Landwirte ein wertvolles Hilfsmittel sein. Leider werden sich aber nur wenige zum Bezuge derselben entschließen, da die Bezugsgebühren, wenn sie auch sehr niedrig gehalten sind, eben doch wieder eine neue, ungewohnte Ausgabe darstellen. Da wäre der angeregte Bezug durch die Gemeinden zu empfehlen und in jeder Gemeinde sollten dann einige wetterverständige Landwirte aufgestellt werden, die unter Benützung der Wetterkarte das Wetter für die Gemarkung machen müßten. Ob man die wohl finden würde? — am Ende würde sich ein jeder bedanken für ein solches Prophetenamt, das wohl viel Spott und Hohn, aber wenig Freude eintragen würde.

Die Schwertwirtin hat gemeint: so eine Wetterkarte müsse viel Ähnlichkeit mit einer Cegokarte haben, denn beim Cego könne man auch oft, wenn man meine, das beste Spiel in der Hand zu haben, doch noch vergewinnen.

Was dieses Weibsbild für einen Begriff von einer Wetterkarte hat!

„Schwertwirtin, wenn ihr das landw. Wochenblatt vom 20. März 1907 in die Hand nehmt, so steht dort über die Wetterkarten folgendes:

„Um ersehen zu können, wie die Verteilung des Luftdruckes über Europa und das Wetter beschaffen ist, werden jeden Morgen früh 8 Uhr die an den meteorologischen Stationen gemachten Beobachtungen auf telegraphischem Wege verbreitet; so erhält das Zentralbureau jeden Morgen nach 10 Uhr von 69 in Europa gelegenen Orten Angaben über Luftdruck (Barometerstand), Temperatur, Richtung und Stärke des Windes, Bewölkung und Regenmenge. Alle diese Angaben werden jeden Tag in eine Karte von Europa mit gewissen einfachen, leicht zu verstehenden Zeichen eingetragen; so wird z. B. durch mehr oder minder ausgefüllte Ringe bei jedem Ort sichtbar gemacht, in wie weit der Himmel mit Wolken bedeckt war, ob es regnete, schneite, oder Nebel herrschte oder ein Gewitter niederging. Zu jedem Ort wird ferner die Temperatur beige geschrieben, und durch Pfeile wird die Richtung und die Stärke des Windes kenntlich gemacht. Es ist sofort klar, daß eine solche „Wetterkarte“ nichts anderes ist, als eine erweiterte Himmelschau. Während man sonst nur selten über 50 Kilometer weit sehen kann, kann man mit der Wetterkarte sofort erkennen, wie die Witterung über einem Gebiet von mehreren Tausenden von Kilometern beschaffen ist und schon daraus kann man Schlüsse auf

die kom  
der We  
druckve  
dargest  
bieten  
Luftdruc  
karte  
der Lu  
der her  
noch au  
rungen  
Tag m  
so weit  
die kom  
also se  
noch vi  
los, da  
Zeit zu  
rungen  
auf die  
meter  
Gebiet.

Ein  
karten  
Es wu  
letzten  
einmal  
bei an  
kann

Wen  
Ebene  
von ein  
bei der  
Wetter  
Schlüß  
Der  
mehr o  
scheint  
zubring  
etwas  
mal hin

Für  
daß S  
hellsten  
die Lan  
sie dan  
ist noch  
sein H  
Biel  
funde d  
längere  
wäre d

Schlüsse  
mehrere  
die Ein-

n wetter-  
mittel sein.  
zuge der-  
wenn sie  
wieder  
Da wäre  
empfehlen  
wetter-  
ie unter  
für die  
hl finden  
bedanken  
el Spott  
rde.

Wetter-  
Segolar-  
t, wenn  
haben,

on einer  
Wochen-  
hmt, so

ag des  
eschaffen  
an den  
chtungen  
hält das  
von 69  
Luftdruck  
Stärke  
Alle diese  
Europa  
Zeichen  
minder

nacht, in  
var, ob  
ber ein  
rner die  
wird die  
lllich ge-  
Wetter-  
e Him-  
ber 50  
Wetter-  
e einem  
ern be-  
isse auf

die kommende Witterung ziehen. Außerdem ist auf der Wetterkarte aber noch die Beschaffenheit der Luftdruckverteilung durch Linien gleichen Barometerstandes dargestellt; man sieht dann sofort, daß in den Gebieten niedrigen Luftdrucks schlechtes, in denen hohen Luftdrucks schönes Wetter herrscht. Auf jeder Wetterkarte wird dann noch mit kurzen Worten die Art der Luftdruckverteilung und ihr Zusammenhang mit der herrschenden Witterung erläutert und zum Schluß noch auf Grund der zu erwartenden Luftdruckänderungen die voraussichtliche Witterung für den nächsten Tag mitgeteilt. Bei einiger Uebung wird man leicht so weit kommen, daß man sich selbst ein Urteil über die kommende Witterung zu bilden vermag, daß man also sein eigener Wetterprophet wird. Wenn auch noch viele Fehlschläge vorkommen, so ist doch zweifellos, daß derjenige, dem eine Wetterkarte zur rechten Zeit zur Verfügung steht, besser die Witterungsänderungen vorher erkennen kann, als einer, der sich nur auf die Himmelschau und nur auf sein Ortbarometer verläßt; denn er übersieht ein vielmal größeres Gebiet."

Eine vollständige Uebereinstimmung dieser Wetterkarten — auch nur für zwei Tage — trifft nie zu. Es wurde sogar festgestellt, daß von allen in den letzten 30 Jahren aufgestellten Tageswetterarten nicht einmal zwei derselben ganz gleich sind. Aber auch bei annähernder Gleichartigkeit der Luftdruckverteilung kann das wirkliche Wetter doch ganz verschieden sein.

Wenn für unser langgestrecktes, aus Gebirge und Ebene bestehendes badisches Land die Wettervorhersagen von einer Zentralstelle ausgehen, so werden sie wohl, bei den vorhandenen örtlichen Unterschieden in der Wetterlage, da oder dort zutreffen, aber allgemeine Schlüsse daraus zu ziehen, wird kaum möglich sein.

Der überhastete Städter, den man sich bald nicht mehr ohne den Telephonhörer am Ohr denken kann, scheint den Wettertelegrammen mehr Interesse entgegenzubringen als der Bauersmann — der das Neue immer etwas mißtrauisch betrachtet, weil er schon gar vielmal hineingefallen ist.

Für die Stadtleute wird es die Hauptsache sein, daß Sonn- und Feiertags der Himmel immer im hellsten Lichte strahlt, denn da wollen die doch auf die Landpartie. Es schadet zwar auch nichts, wenn sie dann und wann etwas durchnäßt werden. Das ist noch lange nicht so schlimm, als wenn dem Bauer sein Heu und Korn im Unwetter verdirbt.

Vielleicht kommt die wissenschaftliche Witterungskunde doch noch soweit, die mutmaßliche Witterung auf längere Zeitabschnitte vorauszusagen zu können, damit wäre der Landwirtschaft ein wertvoller Dienst geleistet.

„Das Heu ist gut hereingekommen — mit der halben Arbeit gegen auch schon — und wenn ich meine Frucht und mein Ochsd auch noch ohne Regen unter Dach bringe, dann ist Mensch und Vieh wieder geborgen für ein Fährlein“, sagte mir neulich der Xaver — ein Waldbäuerlein ganz hinten „in den Heden.“

Beim Xaver hält der Kalendermann gerne Einkehr. Er hat ihn schon lang in den „Nächstjähri-gen“ bringen wollen und er weiß, daß ihm's der nicht übel nimmt, wenn er in den Kalender kommt.

Lieber Leser und vielliebe Leserin — mer sollte gar nicht glauben: wie heutzutage der Kalendermann vorsichtig sein muß — wenn er die harmlosesten Dinge erzählt, wie seine Worte auf die Goldwaage gelegt werden und wie ihm Absichten unterschoben werden, an die er gar nicht gedacht hat — ja, mer hat's nicht leicht.

Der Xaver „in den Heden“ hat kein großes Besitztum. Sein Höflein ist vom Wald eingeschlossen, der nicht sein gehört, in dem er aber das Jahr durch in rastloser Arbeit manchen schönen Taglohn verdient und damit seiner Klasse merklich aufhilft. Durch seine Wiesen fließt ein munteres Forellenbächlein, hinter dem jetzt aber auch schon die Techniker, wegen einer Tal-sperre zu einer Kraftanlage, her sind. Und der Xaver jammert, daß er am Ende durch diese Kraftmenschen noch sein ganzes Gütlein einbüßen könnte. „Aber dann kauf ich mir gleich wieder ein anderes“, sagt er.

Das Häuslein steht an der Kreisstraße, die durch das Waldtal zur Höhe führt und hinter dem Haus am Berghang liegen die wenigen Acker.

Das Häuslein ist bevölkert vom Xaver, seiner Frau und drei lustig davonwachsenden kleinen Kindern — es können schon noch mehr kommen.

Dann sind noch da: vier Kühe, verschiedene Vorstentiere, darunter immer eine Zuchtsau, Federvieh — Hühner und Enten — eine Unmenge — und natürlich fehlen auch die Bienen nicht, die bei Waldtracht süßen Honig in Fülle eintragen.

Der Xaver ist ein kräftiger, urwüchsiger Naturmensch, der allen Unbilden der Witterung Trotz bieten kann. Der Winter wird bei ihm oft lang und hart, aber er hat sich noch nie zu Unterhosen und auch noch nicht zu einem Ueberrock verstiegen, er behauptet sogar, daß er bei der strengsten Kälte nicht einmal ein Halstuch brauche. — Diese Einfachheit in der Kleidung kommt nicht etwa daher, weil der Xaver ein Altväterischer sein will, der alles Moderne verpönt, nein diese Kleidungsstücke sind ihm entbehrlich und bei seiner angeborenen Sparsamkeit schafft er nichts an, was er nicht braucht. Ein Fahrrad hat er sich schon lang zugelegt, dieses praktische Verkehrsmittel ist ihm sehr

bekömmlich, denn wenn er zu Menschen will, hat er stundenweit.

Der Xaver hat mir einmal erzählt, daß er in seiner frühen Jugend, als er noch nicht so recht bei Kräften war, bei der Waldarbeit — sein Vater war Holzhauer — hart mitgenommen wurde, so daß er krank geworden sei. Alles habe geglaubt, bei ihm habe die Schwindsucht angelegt und er werde dem Tode verfallen sein. Ein schleichendes Fieber habe sich eingestellt und er hätte selber keine drei Bazen mehr für sein Leben gegeben. Gerettet habe ihn die Wasserkur, von der er damals gelesen und die er auch angewendet habe. Am besten hätten ihm die Bäder im kühlenen Waldbach getan und er glaube, daß er denen sein Leben verdanke. Er habe sich dann ein recht naturgemäßes Leben angewöhnt, das sei ihm in der tiefen Waldeinsamkeit nicht schwer geworden. Aus Wein und Bier mache er sich rein gar nichts: frisches Quellwasser und kuhwarne Milch seien seine liebsten Getränke. Freilich Fleischnahrung müsse ein rechter Schaffer haben, die verachte er nicht — ja, wenn man so etwas Schweinernes aus dem Kamin herunterlangen könne, so sei das eben doch eine schöne Sache.

Der Xaver ist jetzt ein Mann anfangs der dreißig, eine untersezte, mittelgroße, kräftige Gestalt, behende in den Bewegungen und von Gesundheit strotzend. Die Lebhaftigkeit leuchtet ihm aus den Augen und auf seinem bartlosen runden Gesicht liegt stets der Ausdruck eines fröhlichen Lächelns. — Er redet gewandt und sicher, und zeigt dabei den gleichen Eifer, der in seinem ganzen Wesen liegt; aber bescheiden ist er stets und wer einmal mit ihm verkehrt hat, muß ihn gerne haben.

Die Frau Xaver ist eine fleißige stille Schafferin, die in der Einsamkeit etwas menschenscheu geworden ist. Sie gibt aber doch Red und Antwort, wenn der Mann nicht daheim ist. Und die Kinder wachsen davon in dem Waldfrieden, wie die Schwämme im Tannendickicht — die werden einstens gerade so hartgebeißt sein — wie die Alten. Sie sind noch klein die zwei Buben und das Mägdelein — sie genießen noch die ungebundene Freiheit tagaus, tagein im Wald und Feld zu liegen. Bald wird ihnen die Schulpflicht mit dem anderthalbstündigen Wege bis zum nächsten Schulhaus die Jugendfreuden vergällen. Als ich jüngst beim Xaver war, kamen seine Sprößlinge aus dem Beerensuchen über und über mit Schmutz bedeckt. Ein Gewitter hatte sie überrascht — sie waren mausnaß und hatten gewiß noch im Dreck getrampelt bis sie vollgespritzt waren — über die Ohren hinaus. Das kleine Mägdelein schlügte an einem unterwegs aufgelesenen Gläscherben, als ob es die beste Schokolade hätte — die Lippen bluteten und das Händchen auch. Der Xaver empfing die Kinder ganz freundlich. Das

machte alles nichts, die seien jetzt täglich fort im Beerensuchen — sie kämen nicht einmal mittags heim — erklärte er mir.

Der Schnappauf hat die Dreckpudeln fröhlich bellend umkreist, dann hat er sich von ihnen in seinem ruppigen Fall krauen lassen — er ist ein alter Kinder-narr. Doch mit des Geschickes Mächten, ist kein ewiger Bund zu flechten. — Der gelbe Spitzer des Xaver kam angefaust, der fühlte sich in seinen Rechten verlegt und befehdete den Eindringling gar schwer. Die zwei haben einander angebelfert, verbissen und umhergewürgelt in scharfem Kampf und die Xaverskinder haben gelacht und gellatscht vor Freude an dieser Hundekomödie.

Aber — allen Respekt — der Schnappauf behauptete siegreich das Feld. Der unerfahrene Waldspitzer war dem alten Praktikus nicht gewachsen und als der seine Ohnmacht fühlte, zog er sich schwanz-einziehend und knurrend zurück.

Nun der Xaver als Bauer! — Sein Gütlein hat ihm, als er sich verheiratete, der Schwiegervater gekauft — aber nicht etwa als Morgengabe zum Geschenk gemacht. Der hat noch mehr Kinder und es trifft einem lange nicht soviel wie das Bestium des Xaver gekostet hat.

Der Xaver hat von Anfang an eine große Freude gehabt an dem Höslein — er hat alle Kraft eingesetzt, dieses gut zu bewirtschaften. Das Mißgeschick hat ihn auch schon heimgesucht, aber er hat auch viele schöne Erfolge zu verzeichnen. Strahlenden Gesichts hat er mir erzählt, daß er voriges Jahr achthundert Mark habe abzahlen können und er meint, wenn er so weiter-schaffe, werde das Sächlein bald schuldenfrei sein.

Nicht weit vom Xaver liegen Lustkurgasthäuser — auch mitten im Walde — und dahin kann er Butter und Eier, und Honig, und gemästetes Geflügel zur Sommerszeit um guten Preis absetzen, auch im Winter fehlt es ihm nicht an Abnehmern, denn er liefert nur gute Ware, die überall gesucht ist.

Eine Zentrifuge hat er sich angeschafft. Die hat ihm ein Gelegenheitsfuhrwerk von der vier Stunden entfernten Bahnstation nachts um zwölf Uhr ins Haus gebracht. Er ist in jener Nacht nicht zu Bett gegangen. Er hat beim Laternenschein den Mloz zugerichtet, auf den die Maschine gestellt werden mußte — er hat sie festgeschraubt und den Gang probiert, so daß bei Tagesanbruch die Morgenmilch von den vier Kühen schon mit der Zentrifuge entrahmt werden konnte.

Diese Einrichtung lobt der Xaver über alles, er meint durch den Mehrgewinn an Butter und durch den besseren Preis, den er jetzt bekomme, sei die Maschine bald bezahlt. — Das sei ein ganz anderes Geschäft als mit der langweiligen Hasenaufrahmerei.

Die  
Se da!  
— er g  
züchtern.  
bei herau  
habe er  
seine H  
die Ente  
dings wil  
Gelegenh  
doch nod  
sach ist i  
jetzt kauf  
und da m  
betrieb“

Der  
Whandot  
Schlacht  
er schon  
„Kremat  
geschafft  
Apparat,  
hat viel  
ein Erfi  
und liefe  
Preis.

Mit  
noch an  
gebe Ge  
Saugeld  
verachten  
Ertrag

Der  
die viell  
haben w  
väterisch  
verschmä

Der  
Umsticht,  
Neuerun  
hänger  
Weg ist  
Besprech  
viele and  
Herre he  
ihm der  
richtet ü  
alle so,

Daß  
Einsan  
hat ein  
Er wol  
Besitzt  
fomme

Die Hühnerzucht betreibt der Xaver im großen. He da! — mit Brutapparaten und mit Fallennestern! — er gehört also gewiß zu den rationellen Geflügelzüchtern. — Er meint zwar: es komme nicht viel dabei heraus; aber er habe den Blas dazu, und Freude habe er auch daran. — Freilich, der Xaver hat für seine Hühner einen freien weiten Auslauf und für die Enten ein nie versiegendes Waldbächlein. Allerdings will „das Ziffer“, wie er sagt, bei der günstigen Gelegenheit, das Futter in der freien Natur zu suchen, doch noch recht viel anderes fressen und der Weizen sack ist immer nur zu bald wieder leer. Was man jetzt kaufen müsse an Futtermitteln sei sündhaft teuer und da müsse es gut gehen, bis man bei dem „Hühnerbetrieb“ sein ausgelegtes Geld wieder zurück habe.

Der Xaver züchtet seit einigen Jahren das weiße Wyandotte-Huhn, das ihm auch gutes raschwüchsiges Schlachtgeflügel liefert. Mit den Brutapparaten hat er schon viel gepröbelt. Zuerst hat er sich einen „Kremat“, dann einen „Sartorius-Strahlenbrüter“ angeschafft und jetzt arbeitet er mit einem selbstkonstruierten Apparat, der alle Vorzüge in sich vereinigen soll. Er hat viel Geschick im häßeln — vielleicht wird er noch ein Erfinder. Die Fallennester stellt er selbst her und liefert solche auch an andere Züchter um billigen Preis.

Mit der Sauzucht sei auf einem kleinen Höflein noch am meisten zu machen, meint der Xaver, das gebe Geld zusammen — wenns einschlage — ein Saugeld. — Und die Bienen seien auch nicht zu verachten, die hätten ihm schon oft einen ganz schönen Ertrag abgeworfen.

Der Kalendermann glaubt, daß der liebe Leser und die vielliebe Leserin wohl nicht den Eindruck gewonnen haben werden, als sei der Xaver einer von den Altväterischen, wenn er auch Ueberrock und Unterhosen verschmäht.

Der Xaver umtreibt sein Gütlein mit Fleiß und Umsicht, er versteht es auch, sich alle erprobten Neuerungen zu Nute zu machen. — Ein treuer Anhänger des landwirtschaftlichen Vereins ist er, kein Weg ist ihm zu weit zu den Versammlungen und Besprechungen. — Und er hört nicht nur zu, um wie viele andere hintennach den alten Spruch zu klopfen: „die Herre hent gut rede.“ Nein! er spricht sich aus, so wie ihm der Schnabel gewachsen ist, stellt Fragen und berichtet über seine Erfahrungen. Ja, wären sie nur alle so, die zu den Besprechungen kommen.

Daß der Kalendermann den Xaver aus seiner Einsamkeit in die weite Deffentlichkeit zieht, hat ein gewisses „Merkewohl“ zum Grunde. — Er wollte zeigen, daß einer auf einem kleinen Besitztum auch heutzutage noch vorwärts kommen kann und daß einer, wenn er Freude

an seinem Sach hat, glücklich und zufrieden leben kann.

Viele, viele laudein und laudaus tun's dem Xaver zu wett; aber es gibt auch wieder solche — und nicht wenige — die ewig schimpfen über die wüßte Schinderei, die der Bauer habe, die gerne hinaus möchten über ihren Stand — ja, wohin.

Wo ist denn heute die Zufriedenheit in der Welt? — die ist böß suchen! —

Etwa bei den Beamten! — Die jammern noch mehr über die viele Arbeit als die Bauern. Sie führen bittere Klage über die immer mehr fühlbar werdende Lebensmittelerhöhung, über die hohen Wohnungsmietpreise und über die Unzulänglichkeit der Gehälter. — Wo sollte auch das Geld herkommen, um die alle zu befriedigen.

Vielleicht bei den Handwerkern — ist da die Zufriedenheit daheim? — Das Handwerk hatte früher einen goldenen Boden und jetzt wird vielfach behauptet, es ernähre kaum noch den Mann. Die Fabriken seien an allem Schuld. — Wenn der Kalendermann wieder ein paar Stiefelsohlen durchgelaufen hat — und das geschieht häufig — ist er in der größten Verlegenheit, denn die Schuhmacher, die solche Arbeit machen, sind fast so rar wie das bare Geld.

Sind etwa die Kaufleute zufrieden? — Die erst recht nicht, die jammern ständig über den schlechten Geschäftsgang, schimpfen über die lästige Konkurrenz und über den hohen Zinsfuß, und sprechen von dem allgemeinen Krach, der gewiß bald kommen müsse.

Und die Arbeiterscharen der Industrie! Die reden von Hungerlöhnen, auch wenn es ihnen ganz wohl ergeht, vom Brotwucher, von der Vergewaltigung des einzelnen durch den alles verschlingenden Moloch: den Kapitalismus, und sonst noch von vielen Dingen, die ihnen nicht in den Kram passen.

Die Unzufriedenheit ist eben zur allgemeinen Mode geworden in der Welt, trotzdem die Lebenshaltung der Menschen weit besser ist als in früheren Zeiten. Das Schimpfen ist auch ein gar billiges Vergnügen und für viele ein Bedürfnis.

\* \* \*

„An meinen Obstbäumen ist wieder einmal nichts! Ein paar Kirschchen hats gegeben, nur so ein Gespreng in den Bäumen herum, daß es nicht die Mühe lohnte, diese zu pflücken. Keinen Zentner Äpfel und Birnen bekomme ich von all meinen Bäumen. Nur Zwetschen gibt es wieder eine Unmasse, aber was tue ich damit, wenn einem das Zwetschenwasser niemand abkaut, ich hab noch vierjähriges oben stehen in der Schnapskammer, eine ganze Reihe von gefüllten Kolben. Jetzt hab ichs bald satt mit dem Obstbau — es ist

rein gar nichts mehr!“ Der Hasselloh-Bauer machte ein ganz verdrießliches Gesicht zu seiner Rede und ich war ganz pass über sein vernichtendes Urteil, denn er ist einer von denen, die sich um ihre Bäume redliche Mühe antun, aber die Mißjahre bringen eben gerne eine trübe giftige Stimmung hervor.

„Nur die Flinte nicht ins Korn werfen“, erwiderte ich. „Ihr habt auch schon recht gute Obstjahre gehabt und ein paar Fehljahre bringen Euch nicht gleich um.“

„Ja sel schon, aber man wird verdrießlich, wenn's auch gar nicht mehr will. Ich lege seit Jahren Klebringe an, puße und lasse jeden Herbst die Stämme, an Dünger lasse ich es auch nicht fehlen, kurzum ich tue alles was die Obstbauapostel predigen und doch haben mir die verdammten Raupen meine Apfel- und Birnbäume wieder total kahl gefressen, die sehen jetzt — mitten im Sommer — so jämmerlich aus, daß es auch im kommenden Jahr nichts geben kann. Soll man denn da den Verleider nicht bekommen?“ — Wir waren an das Haus herangetreten und hatten auf der Ruhebank unter den Stubenfenstern Platz genommen. Von dort aus hat man einen freien Blick auf die Felder des Hasselloh-Hofes. Lange Reihen stattlicher Apfel- und Birnbäume unterbrechen die Einförmigkeit der Feldebene; aber freilich, da hatten die Schädlinge übel gehaust. Nur der Zwetschenwald um das Haus herum war üppig grün und die Aeste bogen sich schon unter der Last der erst halbgewachsenen Früchte.

„Ihr solltet nur Zwetschen kultivieren! Die tragen sich bei Euch ja fast zu Tod. Das ist im Obstbau noch ein großer Fehler, daß man zu wenig darauf Rücksicht nimmt, was nach Lage und Boden am besten paßt. Man will das Unmögliche haben und läßt darüber das Mögliche außer acht. Wenn ich an Eurer Stelle wäre so würde ich den Zwetschengarten noch um viel erweitern und den Kernobstbau einschränken.“ Jetzt war der Hasselloh-Bauer pass. Er maß mich mit flammenden Blicken, die ich aber ruhig aushielt.

„Kalendermann, Ihr seit mir auch ein Schöner“, grollte er. „Gerade das Gegenteil von dem ist mir bisher immer geraten worden. Dauerobst müsse man ziehen, wenn man weit vom Markte wohne. Für schöne Wintertafeläpfel würden die höchsten Preise erzielt, darnach täten die Stadtleute nur so schnappen und Ihr kommt mir jetzt wieder mit den dummen Zwetschen, die kein Mensch will und die einem in kurzer Zeit zusammenfaulen, wenn man sie nicht ins Schnapßfaß hineinwirft. Wer kommt denn zu mir hinaus, um Zwetschen zu kaufen? Höchstens einige Bahnwartsweiber, die zum Dörren einige Sester brauchen und die wissen, daß sich der weite Weg lohnt, weil ich

gut messe und billig verkaufe. Da kommt dann noch das ganze Kindsvolk mit, die schleppen in den Bächen fast ebensoviel fort als die Weiber in den Körben — nicht als ob ich ihnen nicht gönnte — nein! ich hab sogar meine Freude daran. — Ja, den Zwetschengarten erweitern! Kalendermann, Ihr könnt mir mit Euerem guten Räte gewogen bleiben; oder wollt Ihr mich etwa foppen?“ Er rollte die Augen, wie wenn er gegen seinen Todfeind losziehen müßte.

„Nur stät — nur stät“, beschwichtigte ich ihn. „Und doch habe ich recht. Gerade, so gut wie die feinsten Äpfel, bringt man heutzutage auch die Zwetschen los — wenn mans recht macht. Aber man darf nicht warten, bis die Käufer zu einem kommen — so von ungefähr. Man muß seine Ware anbieten. Und wenn Euer Hof auch nicht bei einer großen Stadt liegt, so ist er doch nicht weit von der Eisenbahn und Ihr habt Roß und Wagen Euer Sach an die Station zu bringen. Ihr führt doch Euer Getreide auch ins Lagerhaus, weil Ihr dort einen höheren Preis bekommt, als wenn Ihr wartet, bis der Händler auf den Hof kommt. Eueren ganzen Zwetschenherbst könnt Ihr mit der Bahn verschicken, wenn Ihr Euch die Mühe machen wollt, die Früchte sorgfältig zu pflücken und gut zu verpacken. — Die süße Hauszwetsche ist als Ep- und Einnachfrucht in den Städten sehr gesucht und wird gut bezahlt. Was gilts? ich verschaffe Euch Abnehmer, so viel Ihr nur befriedigen könnt!“

„Ja sel wär“, meinte nachdenklich der Hasselloh-Bauer. „Dann hätte ich ja freilich arg gelehrt, daß ich in meine schönsten Aeder hinein die Goldparmanen und Baumannsreinetten und Ribstonpepping und Boikenäpfel gepflanzt habe, denn von denen habe ich noch nichts gehabt als Aerger und Verdruß und Zwetschen, die gibts bei mir fast jedes Jahr. Ja, Aerger und Verdruß! Man glaubt gar nicht, was das für eine verdammte Pflügerei ist, um die dummen Bäume herum. Und wenn man noch so acht gibt, so packt das Wagscheitle oder das Pflugwägele doch einmal zu, reißt die schönsten Schlänger aus der Rinde heraus, da ist mirs allemal als ob mir selbst einer die Haut abziehen wollte. Ja, die malefiztauben Bäume, die haben mir schon Verdruß gemacht — und dann wächst auch nichts mehr in dem Baum Schatten. Das Getreide ist zur Erntezeit nur halb reif und vogelleicht, die Kartoffeln bleiben so klein wie Bohnen, nur der Klee gedeiht noch etwas besser, aber auch lang nicht so gut wie im freien Felde. Alles in allem, der Feldobstbau, der immer so gerühmt wird, hat mir bis jetzt viel mehr Schaden als Nutzen gebracht.“

„Hasselloh-Bauer, alles mit Maß und Ziel“, mußte ich erwidern. „Ich weiß recht gut, daß die Obst-

bäume  
und daß  
den Sch  
es wär  
schaden  
Feldw  
der Ob  
reihen.  
nicht vi  
man a  
lich um  
riesen,  
andere  
unfruch  
Feuer

Der  
und ja  
ich auch  
Im  
viel na  
Obstbar  
in eine  
Felde  
In jed  
Grünen  
und di  
reichlich  
erweiser  
Kalter  
füppiger  
Morge  
wohner  
der M

Was  
selbst  
tierisch  
der gr  
ähnlich  
Bes  
gesucht,  
geht,

In  
dreißi  
ten  
Mitte  
Fehl  
Da  
men u  
gesunde  
erntet  
erntet  
Zentne  
5 M.  
oder p

bäume die Bewirtschaftung des Feldes erschweren und daß der Nutzen, den sie bringen, in vielen Fällen den Schaden nicht aufwiegt, den sie verursachen; aber es wäre doch töricht, den Feldobstbau allgemein als schadenbringend zu verurteilen. An Straßen und Feldwegen wünsche ich mir zum Beispiel überall, wo der Obstbau noch einigermaßen möglich, stolze Baumreihen. Da nehmen sie den Hack- und Halmfrüchten nicht viel Raum weg und mit einiger Geduld kommt man am Ackerende mit Pflug und Egge auch glücklich um sie herum. Es gibt freilich auch alte Baumriesen, die auf dem besten Standorte noch nichts anderes getragen haben als Blüten und Laub. Solche unfruchtbaren Kerle gehören umgehauen und ins Feuer geworfen, wie es schon in der Bibel heißt."

Der Hasselloh-Bauer kratzte sich hinter den Ohren und sagte ganz kleinlaut: „Ja, von der Sort hab ich auch etliche auf meinem Grund und Boden stehen."

Im Weiterwandern hat der Kalendermann noch viel nachzuspüren müssen über den landwirtschaftlichen Obstbau. Er wohnt selber schon viele, viele Jahre in einer Gegend, in der die Obstbäume so dicht im Felde stehen, daß alles fast einem Walde gleicht. — In jedem Frühjahr kommt ein unvergleichlich schönes Grün und Blühen, das Herz und Sinn erfreut und die große Hoffnung aufkeimen läßt auf eine reichliche Ernte der köstlichsten Früchte. Aber wie oft erweisen sich diese Hoffnungen als trügerisch! — Kalter Raufreif legt sich nächtlicher Weile auf den süppigen Blättern und dann sagen am nächsten Morgen die nicht besonders poetisch angelegten Bewohner des Heimatales des Kalendermannes: „So — der Rost ist wieder g'fosse!"

Was der Frost übrig läßt, tötet der Wurm und selbst über die kaum entwickelten Blätter machen sich tierische und pflanzliche Schmarotzer her, daß oft von der grünenden blühenden Pracht nur noch besenreis-ähnliche Astgerippe übrig bleiben.

Besonders die Apfelbäume werden so schwer heimgesucht, daß fast der ganze Sommer darüber hingeht, bis sie sich wieder einigermaßen erholt haben.

In meinem Aufschreibheft sind in den letzten dreißig Jahren nur fünf reichliche Apfelernten (Vollernten) verzeichnet, dazu kommen acht Mittelerten und sage mit Worten siebenzehn Fehljahre.

Da wird nun gleich einer oder der andere kommen und wird ausrechnen, daß also ein mittelgroßer gesunder Apfelbaum in dreißig Jahren bei 5 Mittelerten  $5 \times 4 = 20$  Zentner und bei 8 Mittelerten  $8 \times 2 = 16$  Zentner, also im ganzen 36 Zentner Äpfel bringe, was, den Zentner nur zu 5 M. gerechnet, die schöne Summe von 180 M., oder pro Jahr und Baum 6 M. ausmache. Das

verzinsse ein Kapital von 150 M. zu 4 Prozent, also sei jeder Baum einem Kapital von 150 M. gleichzustellen.

Diese Rechnung stimmt auffallend auf dem Papier. Das kann der Kalendermann auch an den Fingern ausrechnen und wenn ers nicht könnte, so könnte es die Katharine und der Schnappauf würde gerne Beifall dazu bellen. Aber der Kalendermann macht auch gerne die Gegenrechnung und da kommt er, wenn er alles zusammenstellt — 1. das was unter dem Baume hätte wachsen können und nicht gewachsen ist, 2. den Dünger und die Arbeit usw. und 3. daß dann, wenn einmal recht viel Äpfel gibt, keine 5 M. aus dem Zentner gelöst werden — ungefähr auf eine gleiche Summe in den langen dreißig Jahren, so daß gerade Null von Null aufgeht und „vor umeinsunft ist der Tod", sagt ein altes Sprichwort.

Der Birnbaum hat weniger Schädlinge, dessen Blüte ist gegen Frost weniger empfindlich, darum trägt er regelmäßiger und auch die feinen Sorten brachten mindestens alleander Jahre befriedigende Ernten. Trotzdem kommt in diesem von mir genau beobachteten Gebiet auf fünf Apfelbäume erst ein Birnbaum.

Am regelmäßigesten trägt der Nußbaum, der in den 30 Jahren keine einzige Fehlernte aufweist. Die Gewerkschaftsmänner haben aber unter den alten Beständen gründlich ausgeräumt und es ist wirklich schade, daß fast gar keine Nußbäume nachgepflanzt werden. Bekanntlich sind die Nußhauer und die Eichhörnchen fast die einzigen Verbreiter dieser Baumart. Da, wo diesen zufällig auf dem Raubzuge die Beute entfällt und in fruchtbares Erdreich gebettet wird, sproßt dann und wann ein zuerst recht armseliges Bäumchen in die Höhe, dem gewöhnlich selbst die rauheste Menschenhand den Schutz nicht versagt, weil vielfach die Meinung verbreitet ist, Gotteshand habe da mitgewirkt, daß gerade an dieser Stelle ein Nußbaum aufwachsen solle. — Daraus leitet sich wohl auch der Glaube her, daß der Nußbaum nicht verpflanzt werden dürfe, auch in seinem zartesten Alter nicht, sonst werde er niemals Früchte tragen.

Im Aufschreibheft des Kalendermannes steht noch manches über den Obstbau; aber er kann heute nicht alles sagen, sonst weiß er das nächstemal nichts mehr.

Gewiß ist die energische Förderung des rationellen Obstbaues zu begrüßen, aber erzwingen läßt sich bei den außerordentlich vielen Zufälligkeiten, von denen die Obsternten abhängig sind, nicht viel und mit dem Erwerb der vielen Millionen, die für Obstfrüchte jährlich ins Ausland wandern, wird es auch in der Zukunft noch recht langsam gehen wollen.

Ein verdienstvolles Werk wäre es, einmal genau festzustellen, welche Obstarten in den einzelnen Gegenden unseres Landes vorzugsweise gedeihen und am regelmäßigsten tragen. Auf derartige sorgfältig durchgeführte Erhebungen müßte die Obstbaupropaganda zielbewußt aufbauen.

Wenn der Kalendermann in seinen Briefschaften blättert, die ihm im Laufe des Jahres von wegen des Kalenders zugegangen sind — er heftet sie sorgfältig zusammen — so zeigt sich, daß die Anfragen: wie der Bauer am besten seine Schulden los werden kann, weitaus die Mehrzahl ausmachen.

Der Kalendermann freut sich darüber, daß seine Anregung, die Unterpfandslasten in amortisierbare Lasten umzuwandeln, so viel Interesse erregt hat, deshalb hat er sich vorgenommen, immer wieder die Säumnigen aufzurütteln und die Zaghaften zu ermutigen.

Es muß sich der Grundsatz allgemein Bahn brechen, daß bei jeder Kapitalaufnahme auf Grundstücke im vereinbarten Zinsfuß die Schuldentilgung inbegriffen ist, das allein wird den Bauernstand frei und unabhängig machen.

Die an den Kalendermann gelangenden Schreiben fördern oft die wunderlichsten Ansichten zu Tage. Schreibt da einer: „Wirbs denn auch wirklich abnehmen, wenn ich 5 Proz. zahle, die hab ich doch bisher dem „Soundso“ auch geben müssen und das Kapital ist nicht weniger geworden — leider Gott. Und wenn das Kapital wirklich abnimmt, warum muß ich denn jedes Jahr den gleichen Zins bezahlen?“

Es ist ein Jammer, daß viele die Schuldentilgungstabellen im Kalender nicht verstehen können. Aus diesen Tabellen geht doch deutlich hervor, daß gerade dadurch, weil neben der Abzahlungsrate der ganze Zins weiter bezahlt wird, durch den überschüssigen Zins die Tilgung der Schuld so wesentlich gefördert wird.

Ein anderer Brieffschreiber meint: „Ja, das ist eben wahrscheinlich eine Einrichtung, mit der nur der größere Besitzer seine Schulden abwälzen kann. Ein kleiner armer Teufel muß eben den Fluch schleppen sein lebenslang.“

Ein dritter sagt: „Ich habe keine Unterpfandslasten auf meinem Höflein. Nur so Trampelschulden da und dort, aber es gibt doch ein Stück zusammen zum Zinszahlen. — Lieber Kalendermann, könnt Ihr mir wirklich mit gutem Gewissen dazu raten, meine Grundstücke zu verpfänden? Die Sache läßt

mir keine Ruhe mehr, denn abbezahlt bring ich, so wie es jetzt ist, doch nichts.“

Einer, bei dems nicht hat gehen wollen, weil sein Hof stark belastet war, schreibt mir: „Es ist doch gegangen. Sie haben mir vom Gemeinderat aus meine Sach gut geschätzt und mein Schwager hat auf seinen Eintrag verzichtet. Der erste Zins ist schon bezahlt und damit auch mit der Abtragung der Schuld begonnen. Ich hab in der Tabelle im Kalender einen Strich hingemacht. Wenn ich nur vor zehn Jahren angefangen hätte.“

Wieder einer schreibt: „Ich danke auch gehorsamt für den guten Rat. Ich hab's aber höher gepackt. Wenn ich das Leben habe, so bin ich in zweiundzwanzig Jahren schuldenfrei und kann meinen Kindern einen freien Hof hinterlassen. Meine Frau läßt Euch als unbekannt grüßen. Sie hats so hoch hinaufgedrückt. Es ist mir aber nicht bange von wegen dem Steckenbleiben. Wir halten alle zusammen. Die Kinder sind zwar noch kleine Vorzer, aber sie packen schon fest an bei der Arbeit, das ist Blut von meinem Blut: ächtes Bauernblut. Ihr dürft's im Kalender schreiben, aber keinen Namen nennen, denn mein Nachbar meint jetzt schon, ich sei ein rechter Esel. Aber dem will ichs noch zeigen, wer von uns zweien der Dummere ist.“

Auch Wittweiber wenden sich oft wegen dieser Sache vertrauensvoll an den Kalendermann. Da wird die Katharine allemal etwas fuchtig — Eifersucht betreffend — und das hätte sie doch wahrhaftig nicht nötig wegen solcher harmloser Dinge in Harnisch zu geraten.

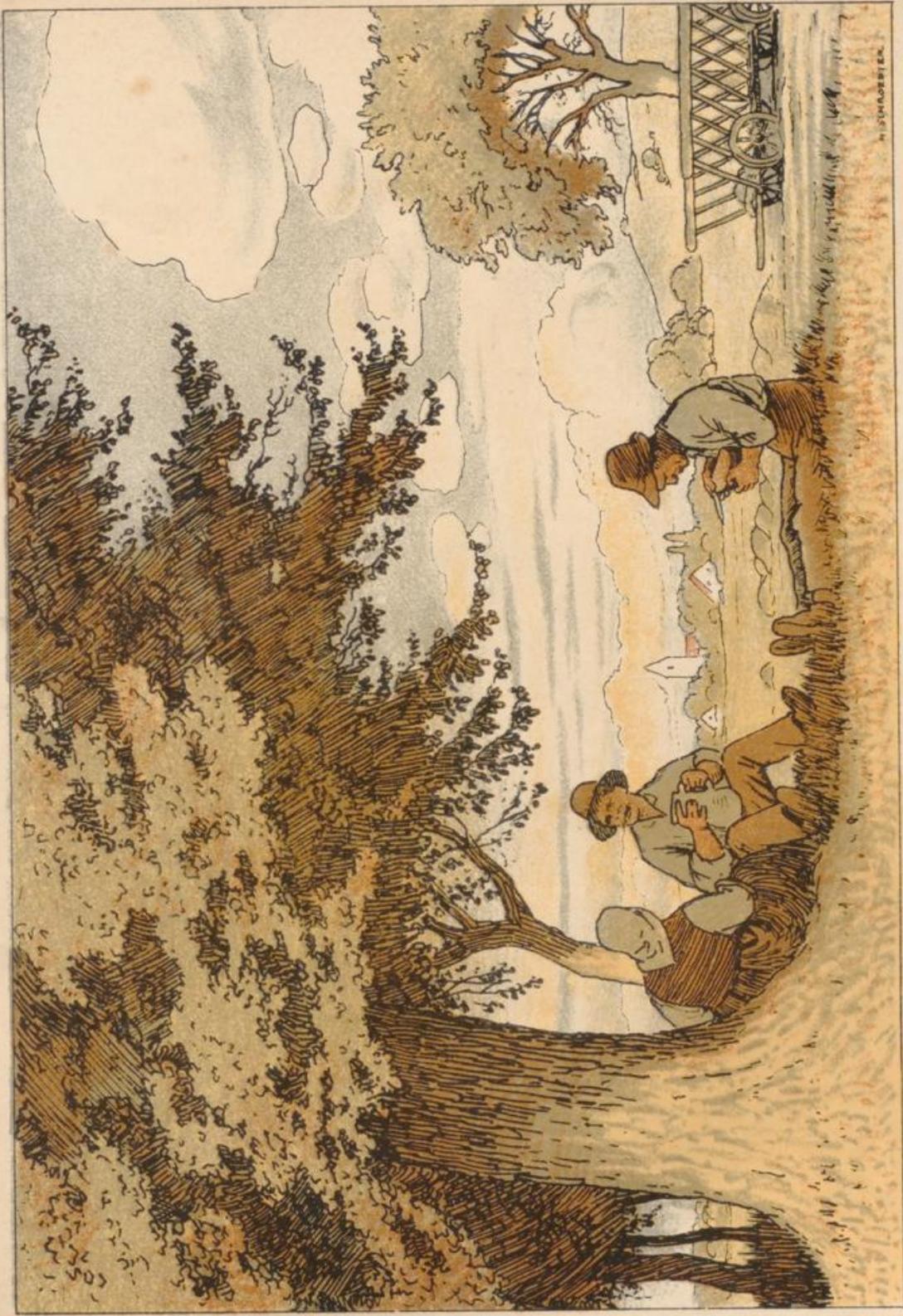
Eine solche Witwe meint in ihrem Briefe: sie sei zwar noch nicht so alt und hätte wohl wieder einen rechten Mann bekommen, daran hats nicht gefehlt, aber sie wollte es ihren zwei fleißigen Buben nicht antun, daß sie noch einmal heirate. Sie wisse wohl wie es gehe. Ihr Vater habe nach dem Tode der Mutter auch noch eine geheiratet und sie möchte dem ärgsten Feind nicht wünschen, daß er so gequält würde, wie sie von ihrer Stiefmutter gequält worden sei. Nun habe sie von ihres seligen Mannes Vatersbruderstochter gehört, daß im Kalender gestanden sei: wie man durch Zahlung eines etwas höheren Zinses nach und nach seine Schulden abtragen könne und das würde ihr gar gut passen. Sie habe leider den Kalender nicht, denn als der Mann gestorben sei, habe sie sich aus dem Verein streichen lassen, weil sie gemeint habe, sie werde doch keinen Nutzen davon haben. Nun wolle sie aber gleich wieder eintreten, denn das sei ihr einziger Herzenswunsch, den Buben die vereinstige Uebnahme des Hofes zu erleichtern und ich solle ihr doch ums tausendgottswillen dazu verhelfen.

g ich, so  
 weil sein  
 ist doch  
 erant aus  
 ager hat  
 Zins ist  
 gung der  
 belle im  
 ich nur

ehorfaust  
 gepackt.  
 zweind-  
 nen Kin-  
 me Frau  
 s so hoch  
 nge von  
 alle zu-  
 Borzer,  
 das ist  
 ut. Ihr  
 Namen  
 t, ich sei  
 zeigen,

en dieser  
 an. Da  
 Eifer-  
 hährhaftig  
 Harnisch

e: sie sei  
 der einen  
 t gefehlt,  
 ben nicht  
 iße wohl  
 Tode der  
 ächte dem  
 gequält  
 t worden  
 Vaters-  
 nden sei:  
 n Zinses  
 nne und  
 eider den  
 eben sei,  
 en, weil  
 en davon  
 eintreten,  
 n Buben  
 rleichtern  
 len dazu



Zeichnung von H. Schroedter.

„Im August“

Beilage zum Kalender „Der Landwirt“

Erfre  
lassen u  
theken i  
Tat för  
Hand b  
leitung  
das geg  
breitet  
Zimm  
Abzähl  
festgefe  
leine S  
weil die  
gungsp  
Das sch  
ihn um  
hervorh  
von den



Ein  
seiner W  
als alle  
Schre  
Jahrgan  
trunkber  
ja eine  
wegen h  
sind mi  
Diese  
der Ma  
spät mi  
Reichsre  
digen L  
forten.

Der S  
Glauben  
aus nic  
ginge.

Jene  
Sie star  
bene D  
amerikan  
Zhringer  
Kalender  
lingsreb  
nicht un  
fallen w

Ein S  
Angeleg  
gehalten  
— „jet  
meisten

Erfreulich ist es, daß nunmehr die meisten Spar-  
kassen unseres Landes die Umwandlung fester Hypo-  
theken in amortisierbare Hypotheken durch Rat und  
Tat fördern. Diese Geldinstitute haben es in der  
Hand bei Darlehensgesuchen die entsprechende An-  
leitung zu geben und das Mißtrauen zu zerstreuen,  
das gegen das Annuitätenwesen vielfach noch ver-  
breitet ist.

Zimmer muß wieder hervorgehoben werden, daß bei  
Abzahlungshypotheken die Zinsen pünktlich auf den  
festgesetzten Tag bezahlt werden müssen. Da sind  
keine Stundungen, keine Verschleppungen denkbar,  
weil diese für den Geldgeber gleich den ganzen Til-  
gungsplan beeinflussen und aus dem Geleise bringen.  
Das schreibt und sagt der Kalendermann jedem der  
ihn um Rat angeht und er möchte auch heute wieder  
hervorheben, daß nachlässige Zinszahler die Hände  
von den Tilgungshypotheken weglassen sollen.

\* \* \*

Ein paar andere Briefe, die der Kalendermann in  
seiner Mappe hat, haben ihm mehr zu denken gegeben  
als alle die vorgenannten.

Schreibt da einer: „Ihr habt uns im 1905er  
Jahrgang eine Rebenforte empfohlen, die zur Haus-  
trunkbereitung Erstaunliches leistet und nun ist das  
ja eine ganz polizeiwidrige Pflanze, die von amts-  
wegen herausgehauen und vertilgt werden soll. Das  
sind mir schöne Sachen! Wie ist denn das — he!“

Dieses Schreiben ist gerade nicht sehr höflich, aber  
der Mann hat recht. Der Kalendermann kam zu  
spät mit seiner Empfehlung, oder das verschärfte  
Reichsreblausgesetz kam zu früh mit seinem vollstän-  
digen Verbot der Anpflanzung amerikanischer Reb-  
sorten.

Der Kalendermann hat übrigens damals im guten  
Glauben gehandelt. Er wollte seinen Lesern durch-  
aus nicht etwas empfehlen was gegen das Gesetz  
ginge.

Jene Rebe ist nicht amerikanischen Ursprunges.  
Sie stammt von einem Sämlinge den der verstor-  
bene Dr. Adolf Blankenhorn, allerdings aus einem  
amerikanischen Traubenkerne, auf seinem Gute bei  
Zhringen am Kaiserstuhl erzogen hat. Und der  
Kalendermann war der Meinung, daß diese Säm-  
lingsrebe, deren Reblausfestigkeit nicht festgestellt ist,  
nicht unter die strenge Maßregel des Reblausgesetzes  
fallen werde.

Ein Murgtälner Landwirt schreibt mir in der gleichen  
Angelegenheit! „Ich habe lange zu den Deutschen  
gehalten“ — zu den einheimischen Reben meint er  
— „jetzt wird es mir aber auch zu dumm. Die  
meisten Stöcke sind am aufsamfeln. Ich sagte mir:

jetzt werden auch weiße „Merikaner“ angelegt, aber  
da bin ich schön angekommen — der Bürgermeister  
behauptet, es sei verboten — ja fell wär! hab ich  
gesagt. Ich werd auf mein Grundstück auch das  
Gleiche pflanzen dürfen was auf dem Nachbarmoden  
links und rechts und oben und unten schon lange  
steht, und was im ganzen Berg überall steht. Ich  
dachte: Du gehst gleich vor die rechte Schmiede und  
bin in den Amtstag gelaufen. Dort mußte ich er-  
fahren, daß der Bürgermeister recht habe. Man  
sagte mir, der Anbau der „Merikaner Reben“ sei  
durch das Reblausgesetz streng verboten. Es wurde  
mir auch gesagt warum, aber ich hab's nicht verstan-  
den, denn das kann doch die Reblausgefahr nicht  
vermehrten, wenn ich zwischen fünfzig andere Grund-  
stücke hinein, die alle mit „Merikaner“ bepflanzt sind,  
auch noch einige hundert Stöcke setze. Ich habe auch  
erfahren müssen, daß wenn ich vor dem ersten April  
1905 „Merikaner“ gepflanzt hätte, mir diese nie-  
mand wegsprechen könnte. Diesmal bin ich also recht  
in den April geschickt. Kalendermann helst dich  
dazu, daß solche Unbilligkeiten abgestellt werden.“

Der Mann hat gewiß auch recht, von seinem  
Standpunkt aus, aber bei der derzeitigen Auslegung  
der Ausführungsbestimmungen zum Reichsreblaus-  
gesetz von seiten der Regierungsfachverständigen, kann  
ihm die Bepflanzung seines mitten in älteren Ameri-  
kaner Rebanlagen befindlichen Grundstückes, mit den  
gleichen Reben, die den Umliegern nicht weggesprochen  
werden können, polizeilich unterzagt werden.

Wenn man heute die Reblagen des Murg-  
tales durchwandert, so findet man selten  
etwas anderes, als den weißen amerikani-  
schen Sämling vom Kaiserstuhl — von der  
Bevölkerung kurzweg „Merikaner“ genannt  
— der ein Jahr wie das andere treibt und  
blüht und trägt, der gegen Pilzkrankheiten  
unempfindlich ist, der keine reichliche Dün-  
gung und keine besondere Pflege verlangt,  
der allerdings keinen feinen Wein, aber doch  
einen bekömmlichen Haustrunk liefert.

Es ist begreiflich, daß die Bauerleute sich darüber  
nicht wenig aufregen, daß diesem willkommenen Ertrag  
für die in den letzten Jahren vollständig versagenden  
heimischen Reben auf einmal der Krieg erklärt wer-  
den soll.

In den Ausführungsbestimmungen zum Reichs-  
reblausgesetz Absatz 22 und in der badischen Voll-  
zugsverordnung vom 18. Oktober 1905 § 15 ist  
festgelegt, daß „alle in Amerika heimischen  
Reben oder Kreuzungsprodukte solcher Reben  
untereinander, oder mit andern Rebartem“  
von der ferneren Kultur ausgeschlossen sein sollen,  
weil man diesen sogenannten reblausfesten Reben

das Befallensein mit dem gefährlichen Schädling äußerlich nicht ansehen könne, weil dadurch das etwaige Vorhandensein der Rebwurzellaus schwerer festzustellen sei, wodurch die Verschleppungsgefahr eine viel größere werde.

Der Blankenhornsche Sämling ist aber weder „eine in Amerika heimische Rebe“, noch „ein Kreuzungsprodukt solcher Reben unter einander, oder mit anderen Rebartten, auch ist seine Reblausfestigkeit nicht erwiesen, sie wird sogar von sachverständiger Seite direkt bestritten.

Eine Verbreitung dieser Rebe über den 3. badischen Weinbaubezirk hinaus ist ja durch die Sperrmaßregeln für den Verlauf von Wurzelreben und Blindhölzer ohnehin ausgeschlossen, also könnte diesem zweifellos reblausfreien Sämling der genannte Bezirk wohl freigegeben werden, ohne daß dem Reblausgesetz Eintrag geschehen würde. Es würde dadurch in den beteiligten bäuerlichen Kreisen viel Erbitterung und viel böses Blut niedergehalten.

\* \* \*

Die Katharine hat gemeint der „Schnappauf“ werde nicht mehr lang mittun. Sie hat mir den Rat gegeben: ich solle mich ernstlich nach einem neuen Kalenderhund umsehen, sonst würde ich auch einmal allein wandern können auf weiter Flur.

Es ist richtig, die Verdauung macht dem armen Vieh in der letzten Zeit oft Beschwerden und doch überfrisst es sich bei günstigen Gelegenheiten immer und immer wieder. Bisher habe ich zwar die Magenverstauchungen des „Schnappauf“ jeweils mit einem Löffel voll „Rhinozerosöl“ wirksam bekämpft; aber jetzt zeigt er einen derartigen Aberwillen gegen diese verteuert bittere Gabe, daß er beim Erblicken der Flasche Reißaus nimmt und dann stundenlang nicht mehr zum Vorschein kommt. Wenn ich ihn aber — noch rechtzeitig — am Fell erwische, so beißt er die Zähne so fest zusammen, als ob er den Krampf in der Kinlade hätte, da hilft kein Zureden — all meine Bemühungen, ihm die heilsame Medizin beizubringen sind erfolglos. Dieser Eigensinn kann ihn schließlich das Leben kosten.

Die Katharine träumt schon lange von einem stolzen „Bernhardiner“, der mir ein besseres Aussehen machen würde, als der alte „Schnappauf“ mit seinem verzobelten Pelz. — Sie behauptet es fehle ihm nicht nur an der Verdauung, sondern er hätte auch den Rheumatismus in allen Knochen, so daß er manchmal mitten in der Nacht aufheule in wildem Schmerz. Ich

täte das freilich nicht inne werden, weil ich einen Schlaf hätte wie ein Murmeltier.

Ich will nur hoffen, daß die Katharine zu schwarz sieht. — Ihre Ahnungen sind zwar schon öfter zutreffend — weil sie scharf beobachtet — ohne Voreingenommenheit. — Der treue Schnappauf würde mir leid tun, wenn er eines jähen Todes sterben müßte und der Besitz des stolzesten „Bernhardiners“ würde mich nicht über den schweren Verlust hinwegtrösten.

Die Katharine hat auch gemeint: wenn die Kalenderschreiberei etwas rechtes eintragen würde, so hätte ich mir schon lang ein Rößlein und ein Kaleschlein beutun können, daß meine Füße etwas vom Boden weglämen. Ich hab ihr erwidert: daß ich warten wollte, bis ich mir ein Auto oder ein lenkbares Luftschiff anschaffen könnte, die täten keinen Hafer fressen, der jetzt doch so arg teuer sei.

Der Kalendermann wünscht sich kein Rößlein, kein Kaleschlein, kein Auto und kein Luftschiff erst recht nicht, denn sel ist ihm zu unsicher und zu gefährlich. Er wünscht sich aber noch auf viele Jahre gesunde Beine, einen hellen Kopf und rechte Arbeitsfreudigkeit. Wenn ihm dieser Wunsch in Erfüllung geht, so ist's ihm gerade genug.

Die Katharine hat freilich recht: das Kalenderschreiben bringt wenig ein und doch ist die Arbeit, bis jedes mal „der Nächstjährige“ wieder fertig ist, keine geringe. Es kostet ziemlich viel Kopfzerbrechen, bis alles beisammen ist, was ein rechter Bauernkalender zur Unterhaltung und Belehrung bringen soll.

Der Kalendermann nimmt seine Aufgabe sehr ernst — er ist nicht so leicht mit sich selber zufrieden. Wie oft sitzt er in später einsamer Nachtstunde über seinem Schriftwerk, das unter seiner knarrenden Feder Seite um Seite wächst. Wenn er so recht im Zuge ist, kennt er keine Zeit und die Mitternacht geht meist vorüber, bevor er sein Lager aufsucht. Auch dorthin begleiten ihn die Gestalten, die er geschaffen — die er dem Leser im „neuen Kalender“ vorführen will. Da kann er dann nicht einmal gleich den Schlaf finden, auch wenn die müden Augen zusenken. Ja, weiß Gott! — das Kalendermachen ist kein so leicht Geschäft, wie man es dafür ansieht. —

Eine große Befriedigung findet der Kalendermann darin, daß die Bauernmänner landauf und ab, und nicht zum wenigsten auch die Bäuerinnen, als treuer Leserkreis zu ihm stehen, und ein freies Wort nicht für ungut nehmen. Diesen allen wünscht er auch diesmal wieder

ein herzliches glückseliges neues Jahr.

S

Deder

gehändig

Der  
wie for  
was S  
blüßteDaß  
der Ka  
schrieb,  
das we

Aber

blauen

Teufel

bezeichn

Mut, d

Hand, i

wieder

geboren

die rote

und ern

ihre Ne

Als der

kurzen

Brief

Brotme

Zum

Briefbo

S

lo

G

an

in

da

R

S

G

te

G

„Da  
Woher  
der Ha  
sichtiger